

Zwischen Emanzipation und Analphabetentum. Identität als Ereignis in Ideologie und Praxis des sowjetischen Eingabewesens

Heike Winkel (Berlin)

Einleitung

Das sowjetische Eingabewesen ist für die Forschung aus zwei Gründen interessant. Zum einen gelten die Briefe aus der Bevölkerung als wertvolle Quelle, um Meinungsbilder zu rekonstruieren. Der Brief als autobiografisches Genre ist aber vor allem auch ein Ort, an dem sich Identität formuliert. Die Untersuchung der „Briefe an die Macht“ kann deshalb einen wichtigen Beitrag zur Frage leisten, wie sich unter den Bedingungen einer „totalitären“ Kultur so etwas wie Subjektivität formuliert. Es gibt bereits einige Arbeiten, die zeigen, dass die These von der Selbstaufgabe des Subjekts, wie sie vor allem von Anhängern der Totalitarismustheorie vertreten wurde, so nicht haltbar ist. Selbstzensur, Internalisierung bolschewistischer Werte, Rollenspiel und Selbstmodellierung, Widerstand und Pragmatismus sind Begriffe, die einen Eindruck von der Vielfalt der Strategien geben, die im autobiografischen Diskurs der stalinistischen Kultur eine Rolle spielten. Und gerade die Tatsache, dass Identität auf sehr unterschiedliche Weise hergestellt werden kann, macht es wohl unmöglich, von dem totalitären Subjekt zu sprechen. Golf Alexopoulos spricht in diesem Zusammenhang von den „unstable and complex outcomes of Soviet social engineering“ (Alexopoulos 2003: 8).

Betrachtet man das Eingabewesen als einen Ort dieses *social engineering*, ist festzustellen, dass die Instabilität bereits in seiner Struktur angelegt ist. Eine seiner Wurzeln war das aus zaristischen Zeiten überkommene Beschwerderecht, welches auf einer hierarchischen Rollenverteilung beruhte, die mit dem Selbstverständnis des bolschewistischen Systems kaum zu vereinbaren war. Nach der Revolution galt es also das System zu reformieren und wie geplant ab Herbst 1918 die Beschwerdemöglichkeiten auszuweiten sowie die entsprechenden Institutionen zu stärken und gleichzeitig zu verhindern, dass damit auch die Figur des unterwürfigen Bittstellers im kulturellen Bewusstsein tradiert werde. Die formale Lösung bot der von Lenin geprägte Begriff der „sozialistischen Kontrolle“, in dem Partizipation und Kontrolle der Masse zusammengeführt wurden (Mommsen 1987: 111–133). Er machte es möglich, alle eingehenden Briefe, ungeachtet dessen, worüber die Verfasser schrieben – ob sie Kritik an einzelnen Vorgängen oder auch generell am System übten – und wie sie sich selbst darstellten, als Zeugnisse der politischen Partizipation zu bewerten. Unter diesen Bedingungen bot der öffentliche Briefverkehr, was die Redefreiheit und die Selbstdarstellungsmuster anging, einen gewissen Freiraum, auch als in den dreißiger Jahren der ideologische Druck größer wurde. So war es, wie Golfo Alexopolous gezeigt hat, bei weitem nicht so, dass alle Verfasser versuchten, ein „Soviet self“ zu entwerfen, um ihr Anliegen zu verfolgen (Alexopoulos 1997).¹ Auch gab es nach wie vor viele Bittgesuche, die mit den

devoten Selbstdarstellungsmustern des *čelobit'e*² operierten. Die Beschwerde war und blieb eine wichtige Textsorte. Es gab keinerlei Ansätze einer Reglementierung oder gar Sanktionierung solcher Eingaben. Im Gegenteil, sämtliche entsprechenden Direktiven der zuständigen Behörden und politischen Autoritäten, allen voran zuerst Lenins und später Stalins, zielten darauf ab, inhaltliche wie formale Ansprüche in den Hintergrund zu stellen, um die Bevölkerung vor allem zum Schreiben zu ermutigen.

„Ein Wendepunkt in meinem Leben“. Die ideologische Inszenierung des authentischen Ereignisses

Gleichzeitig wird das Genre aber doch als Ideologieträger funktionalisiert. Das geschieht vor allem dadurch, dass es in zahlreichen propagandistischen Kampagnen immer dann eine wichtige Rolle spielt, wenn es darum geht, die „Stimme des Volkes“ zu instrumentieren. An die Stelle des fehlenden Regelkanons tritt dadurch ein umfangreicher Textkanon, der allen potentiellen Verfassern Schreibvorlagen bietet.³ Die Kampagnen wiederum stehen im Zeichen der medialen Modernisierung des Landes. Die wohl wichtigste war die Bewegung der Arbeiter- und Bauernkorrespondenten, die – in den zwanziger Jahren gegründet – in den dreißiger Jahren zu einer wahren Massenbewegung avancierte, welche die Umgestaltung des Pressewesens mittrug. Die sowjetische Zeitung sollte keine Zeitung mehr für, sondern von Arbeitern und Bauern sein, und so wurden im ganzen Land kooperationswillige Nachrichtenzuträger rekrutiert, die sich durch ihre Tätigkeit als erfolg- und einflussreiche Funktionsträger des neuen kommunistischen Systems fühlen konnten. Die Arbeiter- und Bauernkorrespondentenbewegung war bei weitem nicht der einzige Träger des neuen Briefwesens, auch im sozialistischen Wettbewerb (*socialističeskoe sorevnovanie*), bei der Etablierung ideologischer Großprojekte wie der so genannten Stalinverfassung und bei zahlreichen anderen propagandistischen Maßnahmen wurde der Brief eingesetzt.

Die ideologischen Implikationen dieser Entwicklung spiegelt eine kurze Erzählung aus einem Leitfadenzur methodologischen Arbeit in Ausbildungseminaren wider, die im Rahmen der Arbeiter- und Bauernbewegung überall in der Sowjetunion Anwendung fanden. Sie handelt von einem Fabrikarbeiter namens Krupnik und lautet wie folgt.

„Noch vor einigen Jahren hat Krupnik in Dampfkesseln gehaust. In Kohlekisten, unter Zügen reiste er quer durchs Land. Kurz, er führte das ineffektive Leben eines Herumstreuners, wie andere Waisenkinder auch.

Krupnik hat seine Vergangenheit ab-

geschnitten, wie man ein Hühnerauge heraus-schneidet, das einen beim Gehen stört. Krupnik ging in eine Fabrik. Krupniks scharfe Augen bemerkten dunkle Flecken in seiner Abteilung. Er dachte lange darüber nach, mit wem er darüber sprechen sollte. Er beschloss, zur Zeitung zu gehen. In der Redaktion der Zeitung ‚Für das sowjetische Lager‘ schlug man ihm vor, eine Notiz zu schreiben. Das tat er. Auf der Grundlage seines Briefes wurden Maßnahmen ergriffen. Die Mängel wurden beseitigt.

Der junge Arbeiter spürte eine neue Kraft in sich. Er fühlte sich als Herr dieser Fabrik. Man schenkte seiner Stimme Gehör! In den Tagen der Presse, im Mai, schrieb er an die Zeitung: ‚Ich habe zum ersten Mal meinen Namen unter meiner ersten Zeitungsnotiz gelesen. Dieser Moment war ein Wendepunkt in meinem Leben.‘

Heute ist Krupnik ein Aktivist, ein Arbeiterkorrespondent, Mitglied des Komsomol!“ (Pis’ma rabočich 1933: 46f.).

Hier zeigt sich, dass die propagandistische Inszenierung des Genres einen Diskurs hervorbringt, der nicht nur auf den politisch relevanten Inhalt der Briefe abzielt, sondern vor allem auch das Briefschreiben als kulturelle Praxis akzentuiert. Dieses Verfahren ist Teil einer weiterreichenden Strategie, bei der es darum geht, das performative Potential des Genres auszuschöpfen.

Das Verfahren enthält mehrere Aspekte. Der Brief funktioniert unter diesen Bedingungen, das zeigt die zitierte Erzählung deutlich, als Ereignis, das vor allem seinen Verfasser affiziert: Ein Moment des „mythischen Übergangs“ (Witte 1998: 62), in dem die Transgression der alten, ziel- und sinnlosen Existenz zur neuen, im Kollektiv gefestigten sich momenthaft und symbolisch manifestiert. Dieses zivilisatorische Moment gerinnt zum propagandistischen Topos, der in der Literatur⁴ und im Film ästhetisch angeeignet wird. Im Film wird dabei besonders deutlich, was auch für die Literatur gilt: Es geht immer wieder darum, dass unerschrockene und engagierte Werktätige mit einem Brief wichtige Ereignisse in Gang bringen und sich damit selbst auszeichnen, und stets wird der Brief dabei medienrealistisch inszeniert. In literarischen Texten werden Briefe nicht erzählt, sondern zitierend angeführt, also gezeigt. Im Film ist es ebenso. In Andrej Medvedkins „Čudesnica“ von 1936 kann man einer ganzen Kolchose dabei zusehen, wie ihre Mitglieder gemeinsam einen Brief verfassen: Um einen Baumstumpf herum sitzend, diktieren mehrere Kolchosbauern einer Bäuerin, die ihre Beiträge aufschreibt, bevor alle nacheinander den Brief signieren.⁵ In Grigorij Aleksandrovs „Svetlyj put“ („Der helle Weg“) von 1939, dem sozialistisch-realistischen Märchen von der Wandlung des einfachen Dienstmädchens Tanja Morozova zur Stoßarbeiterin, kann der Zuschauer ihr in einer Großaufnahme dabei zusehen, wie sie einen Brief an den Sovnarkom schreibt und korrigiert, in welchem sie vorschlägt, jede Fabrikarbeiterin solle in Zukunft nicht nur acht, sondern sechs-

zehn Werkbänke beaufsichtigen, um die Produktion zu steigern. Ein Akt, der nicht nur ihre ideologische Reife dokumentiert, sondern auch die Obrigkeit auf sie aufmerksam macht und ihre Karriere beflügelt.

Schriftrituale und Schreibvorlagen

Die Tendenz, den Brief als Schreibhandlung zu propagieren, hat also den Effekt, dass die Problematik der Subjektconstitution per Brief von der Inhalts- auf die Handlungsebene verschoben wird. Dieser Anspruch prägt auch den autobiografischen Diskurs in der propagandistischen Inszenierung. Der Brief wird immer wieder als Teil und textueller Vollzug ritualisierter Selbstdarstellungen benutzt, wobei genrespezifische Merkmale weit reichend verändert werden. Der wichtigste Genretyp eines rituellen Ego-Diskurses ist der Kollektivbrief. Solche Kollektivbriefe waren gemeinschaftliche Bekundungen, die nicht unbedingt von Gruppen gemeinsam verfasst wurden, sondern oft als Textvorlage zur Abstimmung vorlagen, etwa auf Betriebsversammlungen, Ausschusssitzungen etc. In Form von Broschüren und in allen regionalen und überregionalen Zeitungen wurden solche Briefe regelmäßig veröffentlicht. Verfasst wurden sie zu allen nur denkbaren Anlässen: Jubiläen, Jahrestagen, wichtigen politischen Ereignissen. Formal ähneln sie oft Grußworten oder Absichtserklärungen; es gibt aber auch episch ausgearbeitete Versionen. Als vorgeblich authentischer Ausdruck der „Stimme des Volkes“ findet der Kollektivbrief Aufnahme in den Kanon der sowjetischen Pseudofolklore, die, wie Ursula Justus gezeigt hat, unter der Ägide Maxim Gor’kij’s ab 1934 gezielt gefördert und beschrieben wurde (Justus 2004).⁶

Wie weit reichend dabei die manipulativen Eingriffe in die Genretradition sind, lässt sich eindrucksvoll an der hypertrophen Auffassung des Kollektivcharakters ablesen. Briefe mit – angeblich – bis zu einer Million Verfassern respektive Unterzeichnern symbolisieren das für die Kultur prägende Ideal einer kollektiven Identität und führen zugleich vor, dass diese Kollektivität nicht die Selbstaufgabe des Einzelnen, sondern seine Emanzipation in der Gemeinschaft meint. Die Briefe evozieren den Anspruch auf die Möglichkeit selbstbezoglicher Identitätsstiftung im Schriftmedium und lassen sie gleichzeitig in der Praxis eines öffentlichen Schreibens aufgehen. Das hat erhebliche Auswirkungen auf den autobiografischen Diskurs: In der ritualisierten Briefpraxis wird Identität nicht diskursiv hervorgebracht, sondern in einer textuellen Performance vorgeführt. Die Verfasser erzählen nicht, sie berichten und reproduzieren dabei die symbolische Ordnung. Dazu dient ein begrenzter Kanon etablierter Mythologeme, die alle als Indikatoren für eine vorbildliche sowjetische Entwicklungsgeschichte funktionieren: Die kontrastive Schilderung von Lebensumständen früher und heute, die Meldung von stetig wachsenden Produktivitätssteigerungen und Ernteerträgen, die Aufzählung kultureller Errungenschaften, das Versprechen wachsam gegen innere und äußere Feinde zu sein, Ergebenheits- und Treueschwüre gegenüber Partei und

Regierung – diese und ähnliche Elemente bilden die Versatzstücke einer schier unendlichen Masse von Texten, die kaum voneinander zu unterscheiden sind. In der Inszenierung von ritualisierten Selbstdarstellungen fallen zwei Aspekte von Performativität zusammen: Der Brief kommt als Ereignis zur Aufführung, und er zeigt formelhafte Sprachhandlungen, mit denen sich sowjetische Subjekte konstituieren.

Inhaltlich sind die Selbstdarstellungsmuster völlig homogen, da in der propagandistischen Inszenierung nur bestimmte Muster gebilligt waren, optimistische und affirmative Varianten des ideologisch verfertigten Menschenbildes. Das spiegelt eine grundsätzliche Reglementierung des Ego-Diskurses wider. Bereits in den zwanziger Jahren etablieren sich konkrete, sehr verbindliche Ansprüche an eine mustergültige sowjetische Biografie. Genauso wichtig wie die Umstände und Ereignisse, welche die Summe einer Vita ausmachen, ist dabei, wie sie erzählt wird. Igal Halfin hat in seiner Untersuchung von Kurzbiografien studentischer Parteianwärter in den zwanziger Jahren den Begriff des *master narrative* verwendet, um das Phänomen zu beschreiben, dass viele autobiografische Texte, was das Sujet der Subjektbildung angeht, große strukturelle Ähnlichkeiten mit fiktionalen Texten des sozialistischen Realismus haben (Halfin 1997: 212). Der *master plot* (Clark 1985) des sozialistischen Realismus ist eine Art abstraktes Ideal einer Entwicklungsgeschichte, die als Übergangsprozess eines individuellen Bewusstseins vom Stadium der *stichijnost* (Spontaneität, Naturkraft) zu dem der *soznatel'nost* (Bewusstheit) gestaltet ist. Diese mentale Transformation wird auf der Handlungsebene durch „Passagen“ symbolisiert. Thema der Kurzbiografie ist entsprechend die allmähliche Entwicklung des individuellen kommunistischen Bewusstseins, die vor dem Hintergrund von sozialer Herkunft und pragmatischen Lebensbedingungen in der Entfaltung unterschiedlicher Lebensstationen und signifikanter Schlüsselerebnisse durchgeführt wird (Halfin 1997: 218). Da dieses Identitätskonzept auf der Idee von Wandel und Diskontinuität beruht, spielt in den Selbstdarstellungen insbesondere die Dichotomie von Vergangenheit und Gegenwart eine große Rolle. Die Geschichte des Waisenkindes Krupnik, das es zum vorbildlichen sowjetischen Arbeiter bringt, bietet eine solche vorbildliche Individuationsgeschichte in der denkbar komprimiertesten Form.

Erzählung und Erzählen. Identität als narratives Ereignis

Diese ideologischen Vorgaben haben maßgeblichen Einfluss auf die Funktion des Briefes als „Biographiegenerator“ (Hahn 1987: 12). In der erzählenden Vergewenwärtigung, so ein Gemeinplatz der Autobiografieforschung, stiftet das Subjekt seinem Dasein Einheit und Zusammenhang. Dies unterstreicht die erzählerische Dimension des autobiografischen Diskurses, die nicht nur für die „größeren“, narrativ komplexeren Genre der Autobiografie und des Tagebuchs wichtig ist, sondern auch für den Brief. Hier kommen Aspekte der Subjektconstitution zum Tragen, die vor allem

auf der Literalität autobiografischer Genres wie dem Brief fußen: Individuation im Medium der Schrift und die introspektive, autoreflexive Selbsterkundung im persönlichen Austausch. Im sowjetischen Eingabewesen spielt sie, so scheint es, eine eher untergeordnete Rolle. Sheila Fitzpatrick hat in ihren Untersuchungen wiederholt darauf hingewiesen, dass nur wenige Verfasser versuchen, ihre Individualität zu betonen und die meisten sich als Verkörperungen einiger standardisierter sozialer Typen wie z.B. Waise oder Stoßarbeiter beschreiben (Fitzpatrick 1996: 98). Selbsterkundung und Selbstpräsentation erscheinen hier in einem antagonistischen Verhältnis, und beide – auch die „Ansätze von Individualisierung“, die Fitzpatrick bei einer kleinen Gruppe von Verfassern ausmacht – möchte sie nicht als Indiz für ein Anwachsen reflexiven Selbstbewusstseins in den zwanziger und dreißiger Jahren generell gelten lassen. Ein Befund, der aber außer Acht lässt, dass diese Strategie in pragmatischen Selbstdarstellungen prinzipiell weit verbreitet ist, in denen es oft weniger darum geht, „Selbstidentifikation im Medium der eigenen Geschichte“ zu gewährleisten, als mit der Erzählung als Handlung vor allem den Anspruch auf Identitätskonstitution zu behaupten (Gumbrecht 1979: 673). Diese Pragmatik der Selbstdarstellung erhält wesentliche Impulse durch eine öffentliche Briefkultur, die genau diesen Handlungsvollzug ausstellt. Vor diesem Hintergrund ist – und das gesteht auch Fitzpatrick ein – auch der Akt, mit dem Verfasser ihre Identität in Szene setzen, Ergebnis einer bewussten Entscheidung, die auf ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Existenz unterschiedlicher Identitätsmuster hinweist.

Auch oder gerade angesichts des politischen Drucks ist diese Wahl durchaus komplex. Es gibt zwar ein „autobiografisches Ideal“, aber sehr viele Briefe werden gerade deshalb geschrieben, weil Identität, aus den unterschiedlichsten Gründen, fraglich geworden ist. Die Krisis der Identität verschärft sich – und das ist ein weiterer Aspekt, der im offiziellen Diskurs ausgeblendet wird – durch die Not der Schreibsituation. Sehr viele Eingaben aus den zwanziger und dreißiger Jahren stammen von Verfassern, die des Schreibens kaum mächtig waren und denen sowohl die Regeln des Genres prinzipiell als auch die Normen der Selbstdarstellung schon auf der medialen Ebene der Niederschrift Schwierigkeiten bereiteten.

Vor diesem Hintergrund muss der Schriftakt ganz dezidiert als Moment der Identitätsstiftung verstanden werden, in dem das Subjekt seine Identität allein schon durch die Handhabung der textuellen Dynamik und Tektonik herstellt.⁷ Das gilt besonders angesichts des besonderen Status von Sprache in der stalinistischen Kultur, in der „das Wort selbst die Tat sein konnte“ (Sasse 2001: 230). Eine kurze exemplarische Analyse zweier Briefe soll zeigen, dass Verfasser den epistolarischen Diskurs wörtlich nehmen, nämlich als sprachliches Phänomen, und dementsprechend auch ihre eigene Subjektconstitution als textuelle Aufgabe begreifen. Egal, ob Verfasser eine vorbildliche sowjetische Identität abbilden oder eine instabile: im textuellen Vollzug wird die Sprache der Ideologie zum Ort der Einschreibung, an dem sich das Subjekt zugleich entzieht.

„... und ich habe das Licht gesehen“: Der Neue Mensch erschafft sich selbst

Das auch die exakte Nachahmung des ideologischen Gemeinplatzes eine textuelle Realisation ist, in dem sich die starke Intentionalität der Verfasserinstanz manifestiert, zeigt sich in den Briefen der Werktätigen immer wieder. So zum Beispiel in Vassilij Kadyncevs Schreiben an Kalinin aus dem Jahr 1929, das erhebliche grammatikalische und orthografische Schwächen aufweist (die sich im Deutschen im Übrigen nur sehr ungenügend wiedergeben lassen). Kadyncev eröffnet mit einer im Briefverkehr nicht unüblichen sehr vertraulichen Anrede:

„Sehr geehrter unser Genosse und Väterchen M. I. Kalinin es sendet dir einen Gruß vom Rotarmisten Kadyncev Vasilij und ich wünsche dir alles Gute beim Aufbau des Sozialismus Sie haben zehn Jahre lang einen verantwortungsvollen Posten gelenkt den ihnen alle Werktätigen der UdSSR anvertraut haben Sie haben viel getan in ihrer Periode unseres Fünfjahresplanes und zusammen damit der kollektiven Landwirtschaft auf der Basis des sozialistischen Aufbaus liebes verehrtes Väterchen M. I. Kalinin ...“⁴⁸

Mit dieser Begrüßung steckt Kadyncev den ideologischen Rahmen ab, um dann mit einer sehr eindeutigen Geste fortzufahren:

„... unter diesen Umständen sage ich Ihnen, dass ich ein Knecht bin mich zur Zeit in der Roten Armee befinde bis zum Dienst wurde ich im Dorf von Kulaken ausgepeutet und war ein Analphabet, ungebildet und dunkel ich habe die Worte des Aufbaus nicht verstanden worin ihr Sinn besteht ...“

Die Konzession „unter diesen Umständen“ bezieht sich sowohl auf seine Lebensgeschichte, die er als von der politischen Entwicklung bedingte schildert, als auch auf das Erzählen selbst. Eine Doppelung mit weit reichenden Implikationen, denn hier zeigt sich ausdrücklich, dass Kadyncev einen Prozess des Zitierens in Gang bringt und Identität als textuelle Kategorie versteht. Das gleiche gilt für die Instanz, vor der er sich erschafft. Die „Figur des Gesetzes“, die das Subjekt – mit Judith Butler gesprochen – „performativ ins Sein verurteilt“ (Butler 1998: 46), zeigt sich hier buchstäblich als grammatistische Erwartung. Dieser Erwartung entspricht der Verfasser in einem Sprech-, respektive Schreibakt, in dem er sich, mit Lacan gesprochen, als Subjekt des Aussagens (*sujet d'énonciation*) gegenüber dem Subjekt der Aussage (*sujet d'énoncé*) positioniert. Diese Doppelung allerdings erzeugt im weiteren Verlauf des Textes einen Widerspruch, der sich allerdings als ein scheinbarer erweist. Kadyncev spricht von seiner Alphabetisierung und seiner politischen Erleuchtung, eine Behauptung, die angesichts der sprachlichen Unzulänglichkeit seines Textes durchaus zweifelhaft erscheint. Das Subjekt des

Aussagens prätendiert eine Identität, der es nicht ganz gerecht wird. Dieser logische Antagonismus löst sich in der performativen Setzung eines Subjektes der Aussage auf:

„... ich kannte mich nicht aus in den Vällen, wann der Kulak die sowjetische Macht kritisierte denn weil ich ein Analphabet war, ungebildet und dunkel ich habe damals bei einem Kulaken gelebt und so war es war die Reihe an mir zur Armee zu gehen da hat mir der Kulak gesagt glaub diesen Kommunisten nicht und sieh dich vor schreib dich nicht ein , es sind Gottlose in der anderen Welt werden sie im ewigen Feuer brennen und wenn du auf mich hörst wirst du im Paradies sein das war's, was mir der Kulak gesagt hat aber ich hab's umgekehrt gemacht als ich in die Armee gekommen bin da haben sie mir Lesen und Schreiben beigebracht und ich habe das Licht gesehen und angefangen alles zu verstehen dass die Sowjetmacht uns ins irdische Paradies führt und dem Kulaken Hölle und ich verfluche jetzt die Kulaken zusammen mit der zaristischen Macht.“

Die formalen Schwächen des Textes schwächen also die Verfasserinstanz keineswegs, sondern sind konstituierendes Element der Subjektbildung. Dabei spielt die erzählende Aneignung des ideologisch vorgegebenen Narrativs eine Schlüsselrolle. Die bereits erwähnte Transgression vom alten zum neuen Ich wird mit dem kanonischen Feindbild des Kulaken zusammengebracht und zu einer Geschichte geformt, die durch Ansätze einer szenisch-dialogischen Gestaltung und den Entwurf einer fiktionalen Gegenwelt zur Sprechsituation als persönliche Siegesgeschichte entfaltet wird, aus welcher der Verfasser seine Lehren gezogen hat. Im Moment des Erzählens wird der ideologische Diskurs subjektiviert, was es dem Verfasser ermöglicht, gerade die Bestätigung der symbolischen Ordnung als identitätsstiftendes Ereignis zu zeigen. Diesem Zweck dient auch der Anlass seines Schreibens: Kadyncev berichtet stolz, er habe einen Brief in sein Dorf geschrieben, in dem er Vorschläge zur Verbesserung der Bewirtschaftung des Landes dort gemacht habe, man habe auf ihn gehört, nun ginge es allen besser und seine Leute hätten ihn per Brief gebeten, sie noch weiter zu unterrichten. Genau dafür bräuchte er aber noch Bücher und andere Lehrmaterialien, die Kalinin ihm schicken soll.

Das intratextuelle Ereignis der Auseinandersetzung mit dem Kulaken und die emanzipatorischen Briefe Kadyncevs als metatextuelle Ereignisse bilden auf diese Weise die Schnittstelle, in der Subjekt der Aussage und Subjekt des Aussagens letztlich zusammenfallen.

Die Schuld der Schrift und die Unschuld der Ahnungslosigkeit

Wenn Identität fraglich wird, rückt das Motiv der Schuld in den Vordergrund. In der sowjetischen Kultur wird es in zwei sehr unterschiedlichen Varianten

ten entfaltet. In der Beichte, vor allem im Kontext der Praxis von Kritik und Selbstkritik (*kritika i samokritika*) relevant, verhandelt das Subjekt seine eigene Schuld; im Lamento geht es darum, Verantwortung für das eigene Schicksal an Andere zu delegieren.⁹ Beide weisen die gleiche dichotome Struktur auf wie der autobiografische Diskurs generell. Der Anspruch, sich in authentischem Sprechen zu offenbaren, produziert ritualisierte Formen. Beide sind als Inklusionsstrategien zu verstehen, denn es geht immer darum, einen Makel zu beseitigen und sich als Staatssubjekt wieder zu integrieren. Rein sprachlich betrachtet, haben beide sehr unterschiedliche Effekte. Den der Beichte hat Slavoj Žižek am Beispiel der stalinistischen Schauprozesse verdeutlicht und dazu die Lacansche Terminologie benutzt, die oben schon angeführt wurde. In den Prozessen, in denen die Angeklagten bekanntlich gezwungen wurden, fiktive Geständnisse abzulegen, aufgrund derer sie dann verurteilt wurden, zeigt sich, so Žižek, eine „Spaltung des Subjekts in ihrer reinsten Form: Für den Angeklagten besteht die einzige Möglichkeit, sich auf der Ebene des *sujet d'émonciation* als guter Kommunist zu erweisen, darin, dass er sich selbst auf der Ebene des *sujet d'émoncé* als Verräter bezeichnet“ (Žižek 1991: 53). Dies kann, wie Sylvia Sasse in ihrer Analyse der Schauprozesse und insbesondere des Rede Verhaltens von Bucharin gezeigt hat, durchaus eine intentionale Strategie sein. In der Beichte stellt das Subjekt eine möglichst große Differenz zwischen dem Jetzt des Aussagens, in dem sich das Subjekt als vorbildliches erweist, und einer kompromittierenden Vergangenheit, die es überwunden zu haben behauptet, her. Ein Sprechakt also, der die Struktur einer Entwicklungsgeschichte nachahmt. Im Lamento dagegen behauptet das Redesubjekt eine Kontinuität der Unschuld, welche die Frage von Entwicklung zweitrangig werden lässt.

Der Brief eines Arbeiters aus dem Krasnojarsker Kreis namens Pavel Odegov, der im Oktober 1939 in Kalinins Sekretariat einging, zeigt Schuld als sprachliches Phänomen im doppelten Sinne: Der Text bringt Schuld hervor und offenbart damit eine paranoide Struktur, und macht sie zugleich ungreifbar im Medium der Schrift. Odegov, ein ehemaliger Allunionsratsabgeordneter, ist aus der Partei ausgeschlossen worden, weil man ihm Kontakt zu Volksfeinden und Trinkerei vorgeworfen hat. Um sich zu rehabilitieren, versucht er eine textuelle Logik herzustellen, in der seine Schuld aufgehoben wird. Zu diesem Zweck lässt er die Schuldfrage bewusst in der Schwebe, obwohl er selbst offensichtlich sehr genau weiß, worin seine Vergehen bestehen haben könnten. Er unterstreicht damit den Performativ seiner Erzählung und betont die Dramatik dieser Strategie bereits in seiner Eröffnung, indem er die Frage der Schuld an den Rezeptionsprozess koppelt:

„Lieber Freund der Werktätigen Genosse Michail Ivanovič. Ich bitte Sie meinen Brief bis zum Ende durchzulesen und mein Schicksal zu entscheiden und in welchem Maß ich schuldig bin, ich lege den Kern der Sache dar und dabei lege ich meinen kurzen Lebenslauf bei.“¹⁰

Odegov sieht sich bei seinem Unternehmen mit einem grundlegenden Dilemma konfrontiert. Er will mit seiner Erzählung Unschuld herstellen, kommt aber dabei nicht umhin, seine Schuld zu thematisieren. Um dieses Problem zu umgehen, verknüpft Odegov unterschiedliche Schuld diskurse miteinander, um sich an der Schnittstelle dieser Diskurse als Subjekt der Schuld zu entziehen. Das beginnt schon in der Eröffnung, wo er ankündigt, einen Lebenslauf beizulegen, so wie man in einem Anschreiben auf eine Anlage hinweist (im Eingabewesen durchaus üblich).¹¹ Tatsächlich fügt er keine Anlage an, sondern schiebt den kurzen Abriss seines Lebenslaufs als Sequenz in sein Briefsujet ein. Das Sujet als solches, der „Kern der Sache“, hat aber auch sein Leben und seinen politischen Werdegang zum Thema. Odegov lässt also unterschiedliche Redeweisen über seine Vita, die formelhafte Auflistung relevanter Stationen und die intentional zentrierte und subjektivierte Entfaltung eines Narrativs im Text nebeneinander her laufen. Damit wird die Dichotomie von aufrechter, ehrlicher Selbstrechtfertigung und formal korrekter Erfüllung einer autobiografischen Norm aufgerufen und zugleich minimiert.

Der komplizierten Strategie entspricht ein komplexer Textaufbau. Zuerst schildert Odegov seine Kindheit und Jugend, und zwar so gut es geht als Realisation einer vorbildlichen sowjetischen Vita. Er zeigt sich als Kind der ausgebeuteten Arbeiterschaft der späten Zarenzeit, erwähnt, dass sein Vater, ein Analphabet und ungelerner Arbeiter, die fünfköpfige Familie nicht ernähren konnte, so dass er schon seit seinem siebten Lebensjahr arbeiten musste. Die Schule hat er nicht abgeschlossen, sondern eine Ausbildung als Kupferschmied gemacht und in verschiedenen Städten die unterschiedlichsten Tätigkeiten ausgeübt. Sehr schnell bricht sich allerdings eine eher unschöne Realität Bahn: Er wird krank, verliert seine erste Frau, beinahe auch sein Augenlicht, wird entlassen, ist arbeitsunfähig. 1924 tritt dann offensichtlich eine Wende ein, er nimmt wieder eine Arbeit auf, wird ein Jahr später Parteimitglied und arbeitet bis 1936 als Kupferschmied, wird vielfach prämiert und ist Stoßarbeiter. Damit beginnt der entscheidende Abschnitt seines Lebenslaufs, in dem er sich endgültig als Staatssubjekt formiert und damit auch potentiell schuldig gemacht hat. Seine parteipolitische Karriere will er deshalb auch als Last empfunden haben.

„Im Juli 1936 wurde ich auf der Parteiversammlung der Schiffsmontageabteilung zum Parteiorganisator gewählt und für eine Weile den Partorg Lešichin zu vertreten, der für einen Monat in den Urlaub ging / man muss sagen, dass man mir seit 1926 mehrfach angeboten hat, auf einen verantwortungsvollen Posten zu gehen als Aufstiegskandidat ich habe abgelehnt kraft dessen, dass ich Analphabet und ungebildet bin, da ich seit 1905 mich nicht nur nicht weiter gebildet habe, sondern auch kraft dessen, was in meiner Kindheit war ein Teil hat sich nicht in meinem Gedächtnis festgesetzt und die Parteiorgani-

sationen habt die Frage nach der unbedingten Ordnung nicht gestellt, sondern mich einfach gefragt will er oder nicht. Dieses mal haben sie mich gewählt, gezwungen eine Arbeit zu machen über die ich keine Ahnung hatte, wie organisieren, wie leiten, ich habe angefangen nach den Anordnungen des Parteikomitees der Fabrik zu arbeiten, das in Gestalt des Parteiorganisators der Fabrik Kanin den Parteiorganisatoren der Abteilungen Anordnungen gab, [...] man hat mir im Parteikomitee versprochen, mich zur Fortbildung zu schicken für sechs Monate und versprochen, mich zum Arbeiten befähigt zu machen. Ich habe im Parteikomitee mehr als einmal den Antrag gestellt, mich zu ersetzen, weil ich politisch und technisch nicht reif genug bin, um eine Parteiorganisation zu leiten, [...] Aber man hat mich in keine Kurse geschickt, und am 22. September 1937 wurde ich auf der allgemeinen Parteiversammlung der Fabrik aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen, auf der Versammlung der Parteiorganisation der Zeche wurde in dieser Frage ein strenges Urteil erteilt mit einem Verweis und einem Eintrag in die Personalakte. Diese Entscheidung wurde auch auf der Sitzung des Parteikomitees getroffen und auf der Parteiversammlung der Fabrik hat man die Entscheidung getroffen mich auszuschließen wegen Kontakten zu Feinden und Trinkerei.“

Nach der Schilderung seines Ausschlusses fügt Odegov eine längere Passage ein, in der er noch einmal seine Verdienste als Arbeiter unterstreicht. Hier deutet sich ein scheinbarer struktureller Widerspruch an, der sich später noch vertieft. Politische Unreife und vorbildliche Arbeitsleistungen werden nicht als einander bedingend, sondern als Alternativen begriffen.¹²

In den folgenden längeren Abschnitten setzt sich Odegov mit den Vorwürfen auseinander, die gegen ihn erhoben worden sind. Er schildert eine ganze Reihe von Ereignissen aus der Zeit vor seinem Ausschluss, die kompromittierend gewesen sein könnten: Fälle von eventuellen Begünstigungen, Kontakte zu Personen, die in der Zwischenzeit als Volksfeinde entlarvt worden sind. Seine Darstellungen sind minutiös, nehmen sich aus wie das Protokoll eines Verhörs. Er beschreibt, wie die fraglichen Treffen zustande gekommen sind, wie lange sie dauerten, wie sie abliefen, wer genau anwesend war, worüber gesprochen wurde. Im Modus einer inszenierten Suche nach entscheidenden Fehlern wird die Schuld allgegenwärtig und potentiell unendlich. Diese paranoide Struktur wird an den Stellen besonders deutlich, an denen Odegov den Rahmen des Ereignisses verlässt und über seine Existenz im Ganzen spricht. Als er angibt, anlässlich einer Ehrung einen Essenskorb bekommen zu haben, fügt er aus Angst, man könne ihn deswegen für bestechlich halten hinzu, dies sei das erste Mal in seinem Leben überhaupt gewesen, dass er solche Lebensmittel wie Gebäck, Wurst und Käse auf seinem Tisch „gesehen“ habe. Im Bemühen, den Vor-

wurf zu entkräften, er habe mit politisch diskreditierten Personen eine Angeltour unternommen, wird sogar die Tatsache, dass er sich in der Natur aufgehalten hat, zum belastenden Indiz:

„und noch eine Angelegenheit, wegen der man mich besonders beschuldigt, das ist eine Angeltour, das kam so: [...] Chonin und Kosjagin verabredeten, zum Angeln zu fahren am 6., einem freien Tag sie haben mich auch eingeladen und gesagt, dass Serikov, Parteimitglied und zwei parteilose und außerdem zwei heranwachsende Kinder. Ich habe dem keinerlei Aufmerksamkeit beigegeben und habe nie gedacht, dass das für mich nicht gut sein könnte, [...] der Kommerzialdirektor Razdobarin hat geschrieben, dass er mich mit dem Laster mitnimmt, und dass ist was mir besonders angeschuldet wird dass ich nachdem Chonin entlassen worden war gemeinsam angeln gefahren bin, bis zu diesem Zeitpunkt war ich viele Jahre nicht im Wald, nicht auf der Jagd oder an einem Fluss angeln /ich erinnere mich, dass ich mal in der Kindheit mit meinem verstorbenen Vater war/ und nun, dieses mal bin ich gefahren, wir haben Wein mitgenommen (...).“

Entsprechend den Konventionen von Kritik und Selbstkritik flicht Odegov in seine Erzählung eine Denunziati on ein und beschuldigt mehrere Parteikommissare der Nachlässigkeit in der Bewertung von Arbeitsergebnissen. Dabei bezichtigt er sich auch selbst der politischen Blindheit. Aber immer wieder betont er, dass er selber stets darauf hingewiesen habe, dass er zu ungebildet sei, um einen so verantwortungsvollen Posten zu bekleiden. Die Selbstkritik wird damit gewissermaßen aus den Angeln gehoben, bevor er sie im letzten Abschnitt vollständig aufhebt. Bevor er das tut, steigt er aber völlig unvermittelt in den Abschnitt ein, in dem er seinen „kurzen Lebenslauf“ schildert. Mit einem Schlag ändert sich hier die Rhetorik vollkommen. In den Passagen, in denen er die Verhandlung seiner Schuld inszeniert, bemüht er sich um einen betont neutralen, unpathetischen Stil und um faktografische Dokumentarizität. Als er ansetzt, seine Vita zu schildern, wechselt er in den Duktus der politischen Rhetorik und lässt seinen Lebenslauf buchstäblich in die Rede der Ideologie aufgehen:

„Nachdem ich im Alter von 5–6 Jahren das ganze freudlose Leben bei dem Joch des Z arismus Kapitalismus erfahren habe seit dem 13. Lebensjahr /seit 1906/ in der Fabrik als Kupferschmied arbeitete, bis 1936 im Juli arbeitete als einfacher Arbeiter in meinen Auftritten habe ich auf den Versammlungen bloß versucht, die Massen zu mobilisieren zur Erfüllung der Anweisungen des Führers der Völker des großen Genossen I. V. Stalin und die Anweisungen der Partei und der Regierung und des Volkskommissariats für das

Transportwesen Genosse L. M. Kaganovič, weil ich das gesehen und den Leuten gesagt habe, dass nur erst jetzt und nur bei uns im Land der Räte, im Land der Diktatur des Proletariats die werktätigen besser und fröhlicher leben und vor allem alle ehrlich ergebenden Arbeiter, für die die Arbeit eine Frage der Ehre geworden ist, eine Frage des Ruhms, des Glanzes und des Heldentums. Das ist ein besseres Leben, es ist überall und von überall her zu sehen sogar in den entlegensten Winkeln unser unermesslich großen Heimat, [...] Ich habe [auf den Parteiversammlungen, H.W.] auch über mein vergangenes Leben gesprochen und jetzt unter der Diktatur des Proletariats, über die Errungenschaften, die im neuen Gesetz festgeschrieben sind, der Stalinverfassung.“

Diese zweite, ideologisch einwandfreie Variante, die Redundanzen erzeugt und nicht wirklich in das Sujet passt, wirkt gewissermaßen als Absicherung für den Fall, dass das Geständnisnarrativ seine Wirkung verfehlt. Sie rundet den Hauptteil der Erzählung ab, wodurch suggeriert wird, mit den ideologischen Parolen verabschiede sich ein makellostes Verfassersubjekt. Aber weil es auch noch einen anderen, problematischeren Aspekt dieses Subjekts gibt, dessen Geschichte noch nicht abgeschlossen ist, muss der Text noch fortgesetzt werden. Es folgt also ein sehr langer Schlussteil, der vor allem interessant wird, weil Odegov hier noch einmal das Motiv der fehlenden Bildung und Reife aufgreift. Nun wird es endgültig zum Angelpunkt seiner Selbstdarstellung, denn hier kreuzen sich Geständnis und Beschwerde:

„Ich sage ehrlich, dass ich nie die Unwahrheit gesagt habe und dass was ich in meinem Brief geschrieben habe war vielleicht nicht ganz vollständig, einzelne Momente oder nicht alle Fakten, die ich zugelassen habe wegen meiner man muss sagen, geringen Entwickeltheit als Folge dessen, dass mir seit meiner Kindheit Unterricht nicht anziehend erschienen ist und auch nicht erscheinen konnte wegen meiner schlechten Lebensbedingungen, um so mehr, als ich im Sommer, anstatt mich wie ein Schüler auszuruhen, arbeiten musste.“

Es ist erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit Odegov seine politische Unreife, die ihn als Staatssubjekt eigentlich diskreditiert, als Verteidigungsargument benutzt. Damit setzt er eine sehr eigenwillige Gewichtung in der ideologisch brisanten Dichotomie von Handeln und Bewusstsein. Sehr viele Mechanismen der politischen Praxis insbesondere der stalinistischen Kultur unterstreichen die Bedeutung des Bewusstseins als Instanz, an der politische Subjekte gemessen werden. Die Taten gelten als Indikator eines richtigen Bewusstseins. Odegov formuliert sich ausschließlich als Handlungssubjekt und schreibt den ideologischen Diskurs damit um. Er stilisiert seine Unreife zum schweren Schicksal und bedient sich damit der Dynamik des Lamentos,

die das schwache Subjekt von jeglicher Verantwortung befreit. Nur wenige Zeilen später jedoch räumt Odegov ein, sich genau damit auch schuldig gemacht zu haben:

„[...] das ist natürlich keine Rechtfertigung für mich, ich hätte lernen müssen und nicht nur fähig sein mich mit den neben mir stehenden Arbeitern zu unterhalten, solche wie ich, sondern ich hätte die Arbeit in der Produktion mit dem Unterricht vereinbaren sollen, das habe ich nicht getan (...).“

Spätestens hier wird deutlich, dass Odegov die Frage von Schuld und Unschuld eindeutig als Phänomen einer textuellen Logik begreift, einer Logik, die sehr eigenwillig und brüchig ist. Aber ähnlich wie bei Kadyncew führen die narrativen Widersprüche nicht zu einer Schwächung der Verfasserinstanz, sondern unterstreichen im Gegenteil ihre subjektive Intention. Diese Dynamik kulminiert in der zitierten Stelle, in der Odegov seine „geringe Entwickeltheit“ verteidigt. Der Hinweis auf mögliche Auslassungen ist natürlich sehr prekär, wenn man ihn als Hinweis auf einen außertextuellen Referenten, sprich ungenannte kompromittierende Ereignisse begreift. Er verliert seine Brisanz, wenn man davon ausgeht, dass Odegov an dieser Stelle ausdrücklich macht, dass er als textuelles Subjekt weder für seine Taten, noch für seinen Text zur Verantwortung gezogen werden darf. Dieser Freispruch auf der textuellen Ebene soll letztlich schwerer wiegen als außertextuelle Indizien, die gegen ihn sprechen.

Die epistolare Handlungsmacht des schwachen Subjekts

Es hat sich gezeigt, dass die Heterogenität des autobiografischen Diskurses in der stalinistischen Kultur kein metatextuelles Phänomen ist. Jeder Text, sprich, jedes textuelle Subjekt, ist Schnittstelle unterschiedlicher Diskurse. Irina Sandomirskaja hat in ihrer Untersuchung eines autobiografischen Textes der Sowjetära aus der Feder einer illiteraten Verfasserin versucht zu zeigen, dass die „naive Schrift“ (*naivnoe pis'mo*), wie die literarische Aktivität und die Produkte nichtschriftkundiger Verfasser heißen, nur solche diskursiven Schnittstellen hervorbringt. Dabei sieht sie gerade die Schreibschwäche als Grund dieses Effektes und spricht deshalb insbesondere schlecht schreibenden Verfassern den Subjektstatus ab. Sie erscheinen ihr gewissermaßen als Paradebeispiel für die postmoderne These vom Tod des Subjekts (Sandomirskaja 1996: 50ff.). Dem ist entgegenzuhalten, dass die Schreibschwäche wohl kaum als Kriterium gelten kann, wenn es darum geht, die Frage von Subjektivität in der Schrift zu beantworten. Illiterate Verfasser produzieren Textebenenheiten, in denen die Logik der Sprache besonders deutlich erkennbar wird. Und eben diese Logik funktioniert nicht ohne die Instanz eines Subjekts.

Durch die Tatsache, dass in der stalinistischen Kultur offensiver als je zuvor der Brief in einer medienrealistischen Inszenierung als identitätsstiftendes Er-

ein Ereignis gezeigt wird, wird die sprachliche Beschaffenheit dieser Subjektivität als ihre besondere Qualität gezeigt. Die Handlungsmacht dieser Subjektivität findet ihren höchsten Ausdruck in einer epistolaren Rhetorik, in der alle Facetten von Performativität zusammenfallen. Nicht umsonst haben Forscher auf das in letzter Konsequenz erpresserische Potential hingewiesen, das dem Brief innewohnt: Ein schwaches Textsubjekt zwingt den Adressaten, seine Stärke oder Gnade zu beweisen, indem er zu Hilfe kommt oder verzeiht (Alexopoulos 1997). Odegov geht nicht so weit wie einige seiner Landsleute, die offen mit Selbstmord drohen, sollten sie nicht erhört werden. Aber auch er will eher sterben, als für immer aus den Reihen der Partei ausgeschlossen sein. Diese implizite Drohung kleidet er subtil in eine elegante Rhetorik, die unterstreicht, dass der Brief für ihn einen außergewöhnlichen Kraftakt bedeutet, mit dem er sich doch noch retten will:

„(...) ich schreibe jetzt wegen meines Analphabetismus seit drei Tagen an diesem Brief. Ich werde auf Antwort warten auf meinen Herzerguss.“

Literatur

- Alexopoulos, Golfo 1997: *The Ritual Lament: A Narrative of Appeal in the 1920s and 1930s*. In: *Russian History*, 24(1-2): 117-129.
- Alexopoulos, Golfo 2003: *Stalin's Outcasts: Aliens, Citizens, and the Soviet State, 1926-1936*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Butler, Judith 1998: *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin Verlag.
- Clark, Katerina 1985: *The Soviet Novel. History as Ritual*. Chicago, London: University of Chicago Press, 2. Auflage.
- Eremyško, Kuz'ma 1935: *Načalo*. In: *Naša molodost'*. Rasskazy molodych brigadirov o tom, ka oni rabotajut, učatsja, život. Rostov na Donu, 15-40.
- Fitzpatrick, Sheila 1996: *Suplicants and Citizens: Public Letter-Writing in Soviet Russia in the 1930s*. In: *Slavic Review*, 55(1): 78-104.
- Gumbrecht, Hans-Ulrich 1979: *Zur Pragmatik der Frage nach persönlicher Identität*. In: Odo Marquard, Karlheinz Stierle (Hg.): *Identität*. München: Fink, 674-680.
- Günther, Hans 1987: *Die Lebensphasen eines Kanons – am Beispiel des sozialistischen Realismus*. In: Jan Assmann, Aleida Assmann (Hg.): *Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation*, Bd. 2. München: Fink, 138-148.
- Hahn, Alois 1987: *Identität und Selbsterzeugung*. In: Alois Hahn, Volker Knapp (Hg.): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt a.M., 9-24.
- Halfin, Igal 1997: *From Darkness to Light: Student Communist Autobiography During NĖP*. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 45: 210-236.
- Justus, Ursula 2004: *Literatur als Mythenfabrik. I.V. Stalin als literarische Figur in ausgewählten Werken der Stalinzeit*. Bochum: Universitätsbibliothek (elektronische Veröffentlichung).
- Mommsen, Margareta 1987: *Hilf mir, mein Recht zu finden. Russische Bittschriften. Von Iwan dem Schrecklichen bis Gorbatschow*. Berlin, Frankfurt a.M.: Propyläen.
- Murašov, Jurij 1995: *Fatale Dokumente. Totalitarismus und Schrift bei Solženicyn, Kiš und Sorokin*. In: *Schreibheft*, 46: 84-95.
- Pis'ma rabočich i kolchoznikov v gazetu. 1933.
- Sandomirskaja, Irina I. 1996: *Naivnoe pis'mo i proizvoditeli normy*. In: N.N. Kozlova, I.I. Sandomirskaja: *Ja tak choču nazvat' kino. „Naivnoe pis'mo“*. Opyt lingvo-sociologičeskogo čtenija. Moskau: Russkoe fenomenologičeskoe obščestvo, 17-87
- Sasse, Sylvia 2001: *Fiktive Geständnisse. Danil Kišs konspirative Poetik und die Verhöre der Moskauer Schauprozesse*. In: *Poetica*, 33(1-2): 215-252.
- Stalinskaja konstitucija v poezii narodov SSSR. Moskau 1937.
- Witte, Georg 1998: *Therapeutische Geschichten. Ein autobiographischer und ein heterobiographischer Text Zoščenkos*. In: Klaus Städtke (Hg.): *Welt hinter dem Spiegel. Zum Status des Autors in der russischen Literatur der 1920er bis 1950er Jahre*. Berlin: Akademie-Verlag, 61-76.
- Žižek, Slavoj 1991: *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jaques Lacans Psychoanalyse und die Medien*. Berlin: Merve-Verlag.

Endnoten

¹ Alexopoulos kommt zu dieser Diagnose bei einer Untersuchung von Briefen so genannter „lišency“, Bürgern, denen man das Wahlrecht entzogen hatte und die um ihre Wiedereinsetzung in diese Rechte baten.

² 1) Tiefe Verbeugung, bei der die Stirn den Boden berührt; 2) Bittschrift.

³ Vgl. zu den unterschiedlichen Typen der Kanonisierung: Günther 1987: 140.

⁴ Weniger in den kanonischen Werken des sozialistischen Realismus, sondern in den Texten der „Gebrauchsliteratur“, mit denen der sozialistische Wettbewerb, die Stachanovbewegung und andere Kampagnen begleitet wurden und in der Werktätige ihre Arbeitserfahrungen literarisch umsetzten. Vgl. beispielhaft die 1935 erschienene Anthologie „Naša molodost'“. Rasskazy molodych brigadirov o tom, kak oni rabotajut, učatsja, život“, die Geschichten der TeilnehmerInnen am so genannten „Wettbewerb der 150 jungen Brigadiere“ vereint. Dieser Wettbewerb war von einem Komsomolzen namens Kuz'ma Eremyško initiiert worden, um den besten Brigadeführer des Azovo-Schwarzmeerkreises zu ermitteln. Die Kampagne, an der ursprünglich 150 ausgewählte Brigadiere teilgenommen hatten, entwickelte sich bald zu einer Massenbewegung, und die Bezeichnung „150“ avancierte zu einem Synonym für besonders qualifizierte Brigadiere. In den Erzählungen ihres beruflichen Werdegangs räumen die Komsomolzen insbesondere diesem Wettbewerb, der für viele eine Art Schlüsselerlebnis darstellte, einen besonders hohen Stellenwert ein.

⁵ Diese Szene hat große Ähnlichkeit mit Vasilij Jakovlevs Gemälde „Goldsucher schreiben dem Schöpfer der Großen Verfassung einen Brief“ von 1937, das wiederum auf Ivan Repins Gemälde „Die Zaporozher Kosaken schreiben dem türkischen Sultan einen Brief“ von 1880 zurückgeht. Jurij Murašov hat dieses Gemälde benutzt, um zu zeigen, dass die Inszenierung von Schrift in der stalinistischen Kultur darauf abzielte, genuine Schrifteffekte wie Selbstreflexion und Individuation zu negieren und „Schrift wieder auf archaische Formen von Orationalität regredieren zu lassen“ (Murašov 1995: 85).

⁶ Vgl. den Band „Stalinskaja konstitucija v poezii narodov SSSR“, Moskau 1937, der auch Kollektivbriefe enthält.

⁷ Dieser Aspekt wird in der propagandistischen Instrumentalisierung des Genres unterstrichen. In einem Land mit traditionell extrem niedriger Alphabetisierungsquote gilt es grundsätzlich als Zeichen eines ideologisch sehr erwünschten Bildungsethos, wenn man seine Schriftkenntnisse praktiziert.

⁸⁸ RGASPI, Fond 78; Verzeichnis 1, Akte 354, Blatt 4-5 und RS.

⁹ Zur Praxis der Selbstkritik vgl. zuletzt Erren 2004, zum Lamento Alexopoulos 2003.

¹⁰ RGASPI, Fond 78, Verzeichnis 1, Akte 652, Blatt 50-57.

¹¹ Odegov formuliert an dieser Stelle unkorrekt, er schreibt nicht „anbei“ (*pri sem*), was die richtige Floskel wäre, wollte man eine Anlage vermerken, sondern „damit“ (*pri etom*).

¹² Diese Einstellung ist zweifellos vom politischen Klima der Großen Säuberung von 1936-1938 beeinflusst.